

# „Hunde, wollt ihr ewig leben?“

Anmerkungen zu zwei deutschen Kriegsfilmen

Der Zufall will es, daß zwei deutsche Kriegsfilme, die den Krieg darstellen, wie er ist, zu gleicher Zeit die Lichtspielhäuser erreichen. Der eine nennt sich „Hunde, wollt ihr ewig leben?“, der andere „Kriegsgericht“. Hat man den letzteren gesehen, so könnte man auch ihm den Titel geben „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Man weiß nicht genau, wem dieser Ausspruch zuzuschreiben ist, ob Hannibal, Friedrich II. oder wem sonst, jedenfalls pflegt er erst im vorgeschrittenen Stadium eines Feldzuges ausgesprochen zu werden. Inzwischen ist durch die Kernbombe, was den Tod anbetrifft, das Gefälle vom höchst- zum tiefstgestellten Soldaten aufgehoben worden, so daß der Ausspruch mangels Sinn verschwinden dürfte. Immerhin: im letzten Kriege war er noch „gültig“ und so wären wir beim Anlaß, dem Stalingrad-Film „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Frank Wisbars.

\*

Wisbar, ein geborener Tilsiter, ging sehr früh nach Amerika, so daß er die Hitlerzeit nur von ferne sah, sie aber stark mitempfand. Die USA-Bevölkerung sah dem militärischen Gang der Dinge kühl zu, bis zu dem Tage, an dem sie durch die Einschließung der 6. deutschen Armee in Stalingrad elektrisiert wurde. Von hier an, erzählt Wisbar, waren die Amerikaner hellwach, denn hier begann das sichtbare Drama und die Tragödie des Menschen. Von jeher ist auch die abgebrühteste Öffentlichkeit aufgeschreckt worden, wenn Menschen ausweglos eingeschlossen waren, sei es in einem Schacht, auf der „Titanic“ oder eine ganze Armee in einem Kessel. Die Erinnerung an den Napoleonischen Rußlandfeldzug tauchte auf, doch war dieses Stalingrad noch gigantischer, noch auswegloser, denn hier kam nach menschlichem Ermessen von 240 000 Menschen niemand davon. Der Winter, die russischen Panzer und der mörderische Befehl Hitlers an den General Paulus, standzuhalten, ließen die Tragödie als sicher erscheinen.

In jenen Wochen nahmen in den USA-Zeitungen die Meldungen über Deutschland große Dimensionen an, die „deutsche“ Schlagzeile triumphierte, fünf-, siebenspaltig. Dieser spontane Ausbruch von menschlichem Mitgefühl für den Feind ließ in Wisbar den Entschluß keimen, eines Tages einen Film über Stalingrad zu drehen, in dem das Menschliche seinen Ausdruck finden sollte. Nach inzwischen verflossenen 16 Jahren schuf nun Wisbar in einem klug ausgewählten Gelände



Frank Wisbar

bei Göttingen seinen Film; der — das sei hier gleich vermerkt — das Prädikat „besonders wertvoll“ erhielt. Dieses Faktum kontrastiert mit dem anderen, daß weder Innen- noch Verteidigungsministerium dem Vorhaben auch nur die geringste Förderung zuteil werden ließen.

Um so erstaunlicher ist das Ergebnis. Wisbar bringt es fertig, Gefechtsszenen in einem imaginären Rußland und einem Kulissen-Stalingrad so überzeugend zu drehen, daß der Eindruck von „Dokumentarfilm“ entsteht, wo doch der Anteil von Kriegsberichteräufnahmen ganz gering ist. Der Regisseur schreibt das dem begeisterten Arbeitswillen seiner Darsteller und Statisten(!) zu, die so aufopfernd gearbeitet hätten, wie es in angelsächsischen Ländern wegen der lähmenden gewerkschaftlichen Bestimmungen einfach nicht möglich sei.

Eine der beklemmendsten Szenen ist der kurze Auftritt des Schwerverletzten, der in der Tür des Unterstandes zusammenbricht. Wolf-

gang Preiss spielt mit stärkster Eindruckskraft einen karrieresüchtigen und feigen Major, und ein „Überdreher“ schafft Szenen, bei denen ausbrechendes Gelächter dem Publikum im Halse stecken bleibt. Der General Paulus bleibt in der berühmt gewordenen Situation, im gleichen Augenblick zum Generalfeldmarschall befördert zu werden und zu kapitulieren, in der Darstellung durch Wilhelm Borchert noch ein Mensch, dem Sympathien gelten.

Filmkompositorisch hat Frank Wisbar eine ganz persönliche Weise, Bildübergänge und Kontraste zu schaffen. Anfangs schlägt er, zur Unterstreichung einer Hitlerparade, auf die Pauke, um gleich überzublenden auf das Ende, russische Winterlandschaft mit zerstreut liegenden Toten. Umgekehrt zeigt er den schauerlichen Stalingrader Lazarettkeller und senkt darüber die Mairrede Görings als blasphemische Hörkulisse. Hier muß man an sich halten, um nicht „Genug!“ zu schreien. Es ist genau der Moment, in dem der Kriegspfarrer Busch den Rundfunkapparat zertrümmert. Der Darsteller Alexander Kerst zeigt, wie die delikate Gestalt

eines Kriegspfarrers darzustellen ist. Er unterspielt seine Rolle, bis auf diesen notwendigen Ausbruch.

Man merkt an allem, daß es Wisbar um das Menschliche zu tun ist. Er ist seinem Vorhaben treu geblieben, ein Bild des deutschen Soldaten zu zeigen, der, wie er sagt, dem Soldaten jedes Volkes ähnlich ist. Deshalb hat er den Film in erster Linie für „draußen“ gedacht. Er will den deutschen Soldaten rehabilitieren (wenn das noch nötig ist — und das muß Wisbar wissen). Ganz konsequent stellt er aber auch den rumänischen Soldaten ins rechte Licht. Wie hat man über ihn gewitzelt: hier wird gezeigt, daß alle, Deutsche und Rumänen, en bloc geopfert wurden, denn Hitler hatte nach dem Worte Jodls die sechste Armee schon zu Weihnachten „abgeschrieben“.

Und hier erweist sich, daß die überzeugende Art, mit der Wisbar dem deutschen Soldaten ein menschliches Denkmal setzte, ihn in einem gewissen Maße daran hinderte, das Teufliche der Opferung der Armee durch einen Größenwahnsinnigen bewußt zu machen. Der Geopferte interessiert ihn mehr als die sakrilegische Politik, die ihn zum Opfer macht. Die beiden zu Anfang erwähnten Kontraste (Parade — Leichenfeld; Lazarett — Göringrede) sitzen wie Tupfen auf dem eindrucksvollen Gemälde vom Leiden und vom Tod. Auf diesem Gemälde sind auch die Generale nur Menschen,

sie leiden mit den Soldaten. Was sie sympathisch, aber unbedeutend macht. Aber so war es ja auch. Der furchtbare geschichtliche Vorwurf, unfähig zum Ausbruch aus eigenem Entschluß gewesen zu sein, zu sehr dem Pflichtbegriff, dem Untertanendenken verfallen, wird durch Wisbar nur sanft angedeutet.

An einer Gestalt geht eine Katharsis vor sich, an dem jungen Oberleutnant Wisse von der Ordensburg, der stur und tapfer beginnt und dann . . . lernt. Joachim Hansen stellt das einleuchtend dar. **Hans Schaarwächter**